

**Amira  
Ben Saoud**

**Schweben**  
**ROMAN**



**Zsolnay**

# Leseprobe

## Das Buch

Gewalt scheint nicht mehr zu existieren, der Klimawandel längst vollzogen. Eine bedrohliche Gelassenheit liegt über der abgeschotteten Siedlung, in der sie lebt. An ihren eigenen Namen hat sie keine Erinnerung mehr. Sie verdient ihr Geld damit, andere Frauen zu imitieren, deren Angehörige nicht mit dem Verlust der Geliebten, der Ehefrau, der Tochter zurechtkommen. Während eines neuen Auftrags gerät ihre Welt ins Wanken: Wer ist diese Emma, die sie spielt? Weisen seltsame Phänomene am Rand der Siedlung auf deren Untergang hin? Und warum ist sie selbst so besessen davon, eine andere zu sein? Amira Ben Saoud gelingt ein fesselndes Debüt, das schwebend leicht grundsätzliche Fragen nach Identität und Beziehungen stellt und danach, was wir uns selbst vorspielen.

## Die Autorin

Amira Ben Saoud, geboren 1989 in Waidhofen/Thaya, studierte Klassische Philologie, Kunstgeschichte und Komparatistik in Wien.

Sie war Chefredakteurin des Popkulturmagazins *The Gap* und Kulturredakteurin beim *Standard*. *Schweben* ist ihr erster Roman.

Amira Ben Saoud. *Schweben*  
192 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book  
Erscheint am 18. März 2025

zsolnay.at

Umschlag/Motiv: Anzinger und Rasp, KI-generiert/Midjourney



Der Trick besteht darin, die Finger aus den kleinen Handbacköfen herauszuziehen, genau bevor der Schmerz einsetzt. Sobald man nur den leisesten Anflug von Wärme spürt, geht es um Zehntelsekunden. Reagiert man nicht rechtzeitig, verwandelt sich die Wärme in einen brennenden Schmerz, der von den Fingerspitzen aus den ganzen Körper durchfährt.

Ich war wieder nicht schnell genug gewesen, Merve war es nicht entgangen. Ihr rechter Mundwinkel verzog sich zu einem kleinen, fiesem Lächeln. Sie sagte nichts, ich sagte nichts. Ihre Hündin saß wie immer in ihrem Körbchen und schaute mich aus ihren verspiegelten Knopfaugen herablassend an.

Wir waren erst bei der ersten Gelschicht, es würde noch lange dauern. Zuerst werden die einzelnen Finger in spitz zulaufende Schablonen eingeklebt, dann wird die erste Schicht Gel aufgetragen, die man zur Aushärtung in die kleinen Geräte steckt. Nach der Aushärtung wird gefräst und gefeilt, mit der Maschine und händisch, manchmal bis das Nagelbett blutet. Dann wird die brennende Tinktur daraufgeträufelt, die die Blutung stoppt, worauf die nächste Schicht Gel und das nächste Aushärten folgen, und wenn man nicht schnell genug ist, der nächste stechende Schmerz. Ein schrecklicher Zyklus.

Vor dem Termin bei der Maniküre waren meine Nägel abgebissen gewesen wie die von Ona, weil es bei meiner Arbeit um diese Art von Details geht. Ja, man muss auch die Intonation, die Wortwahl, die Bewegungen, Mimik und Gestik der Person, die man darstellt, beherrschen; zuerst muss aber das Aussehen

stimmen. Unreine Haut und schuppende Haare oder glatte Haut und ein glänzender Schopf, perfekte Maniküre oder abgeissene Nägel. Niemand kann sich der Oberfläche entziehen.

Normalerweise hätte ich meine Nägel einfach wachsen lassen, bis sie so lang gewesen wären wie die der Frau meines potenziellen neuen Klienten, aber das hätte mindestens einen Monat gedauert. Diese Zeit hatte ich nicht; ich musste schnell zu überzeugenden Ergebnissen kommen. Gil, der mir geschrieben hatte, weil »ich ihm vielleicht helfen könnte«, war ungeduldig.

Das Entsetzen stand ihm ins Gesicht geschrieben, als er mich zum ersten Mal sah. Er konnte sich nicht vorstellen, wie aus mir, die ich noch Ona war, jemals seine Frau Emma werden sollte. Oberflächlich hätte der Kontrast zwischen Ona und Emma auch kaum größer sein können. Emma war Perfektion. Zumindest auf den Bildern, die mir Gil geschickt hatte. Nicht so sehr im Sinne von Schönheit, obwohl sie gut aussah. Perfektion im Sinne des Gegenteils von Schlampigkeit, die Ona verkörperte. Onas Haare zum Beispiel waren trocken, die rote Färbung fast schon rausgewachsen – mühsam muss man diesen durch Nachlässigkeit erreichten Zustand künstlich herstellen –, während Emma einen dunkelblonden, kinnlangen Pagenschnitt trug, bei dem jedes Haar so geschniegelt war, als hätte es ein Bewusstsein darüber, dass es Teil einer Frisur war.

Ona war abgemagert, Emma dagegen schlank, aber prall. Es würde mir Disziplin abverlangen, diesen Körper zu meinem zu machen, aber die eigentliche Arbeit würde erst danach beginnen. Ich musste nicht nur herausfinden, wer Emma war, sondern wer sie für Gil war. Was hatte Emma, was hatte diese

kaputte Beziehung ihm gegeben, dass er sie in Form eines Rollenspiels wiederauferstehen lassen wollte?

Dass mich Klienten beim Erstkontakt fast schon abschätzig vermaßen, wie auch Gil es getan hatte, konnte mir nichts mehr anhaben. Ich war diese Blicke gewohnt. Seit mehr als einem Jahrzehnt wurde ich so angesehen. Seit mehr als einem Jahrzehnt tat ich nichts anderes, als mich in andere Frauen zu verwandeln und ihre Rollen einzunehmen. Diesen Beruf, den ich für mich erfunden hatte, nannte ich »Begegnungen«, und ich war gut darin. Ich hatte also keine Zweifel, dass ich schon bald eine passable Emma abgeben würde.

Nach dem Termin bei Merve ging ich in den zweiten Stock des Komplexes, wo man die Kleidung kaufen konnte, ging von Geschäft zu Geschäft und strich über die Kleider, Hosen und Röcke aus Viskose, die in der Siedlung hergestellt wurden. Mir fielen ein paar Stücke ins Auge, die Emma wohl gefallen hätten. Ich kaufte aber nichts.



Früher, als die Busse noch häufiger und verlässlicher gekommen waren, hatte ich mich hineingesetzt und war Runden gefahren, hatte besonders die Frauen beobachtet, Gesten notiert, auf Redeweisen geachtet. Nun waren die Busse selten und fast leer. Auch ihre Routen waren unvorhersehbar geworden, die Endstationen beliebig. Ich hatte mir daher andere Routinen angewöhnt, die mir dabei halfen, zu einem neuen Menschen zu werden. Beim Spazierengehen oder Radfahren ging es ganz

gut. Oft verschlug es mich zu den Buden meiner Zone, kleine Geschäfte, die aus einem kleinen Verkaufsraum und einem Lager bestanden und sich nur durch die Farben ihrer Fassaden unterschieden. Alle Siedlungsbewohner waren einer bestimmten Zone und innerhalb dieser Zone einer Bude zugeordnet, in der sie für den täglichen Bedarf einkaufen sollten, zumindest den Großteil. Ich plauderte dann mit dem Besitzer meiner Bude, dem roten Radan, aber auch mit den anderen wie der blauen Manthe, dem gelben Milo, dem grünen Wim und mit jenen, deren Fassaden weniger prägnante Farben hatten; vor allem ging ich aber wegen der Huren dorthin, denn die lagerten in Kleingruppen vor den Buden und warteten auf ihre Kunden. Immer riefen sie mich mit dem ersten Frauennamen herbei, der ihnen einfiel. »Nives, he, was machst du?« »Wera, he, Wera!« »Wie geht's, Mei?« Dann dachte ich mir spontan eine Lebensgeschichte aus, passend zum gerufenen Namen, und antwortete dementsprechend. Manchmal warfen sie mir auch ein Stöckchen, indem sie die zu erzählende Geschichte gleich in die Richtung, in die es gehen sollte, lenkten. Sie sagten dann Dinge wie: »Na, Eva, wie läuft's in der Fabrik?« oder »Lou, wie geht's dem Papa?« oder »Asra, hattest du heute wieder einen Fetten?«, wobei ich mir dann aussuchen konnte, ob ich Ärztin oder Masseuse, Schneiderin oder selbst Hure war. In dieser Rolle plauderte ich dann mit ihnen. Das war eine gute Übung.

Manchmal ging ich runter zu Olav, unserem Hausmeister, der das Lokal im Erdgeschoss führte. Kurz bevor er aufsperrte, setzte ich mich an die Bar und unterhielt mich mit ihm und seinen ständig wechselnden Kellnerinnen, während sie Gläser polierten und Inventurlisten durchgingen. Olav sprach fast

ausschließlich über Dinge, die im Haus zu reparieren waren, und darüber, in welcher Reihenfolge er vorhatte, das zu tun oder tun zu lassen. Seine Kellnerinnen sprachen dagegen kaum. Sie waren allesamt dürre Mädchen unter achtzehn, mit blond gefärbten Haaren und O-Beinen, hängenden Schultern und glasigem Blick. Alle sahen aus, als wäre ihnen vor langer Zeit, vor ihrer Geburt noch, etwas Schreckliches zugestoßen, dessen Nachbild sie immer wieder unvermutet einholte. Es kam mir so vor, als ob die jungen Frauen einander in den letzten Jahren immer ähnlicher geworden wären. Wäre ich später geboren worden und hätte denselben Beruf gewählt, hätte ich mich vielleicht nur in eine von ihnen verwandeln müssen, um alle zu sein.

### **3**

Auch das Museum für Naturkunde war zu einem meiner Orte geworden. Es warb mit dem Satz »Werden Sie Naturkunde«, der auf einer ausgeblichenen Platte über dem Eingang hing, für seine Jahreskarten. Der Satz kam mir ziemlich oft in den Sinn, dann musste ich ihn immer sofort aussprechen, ganz leise. Schon beim ersten Mal, als ich ihn gelesen hatte, hatte er mich überzeugt, mir sofort eine dieser Jahreskarten zu besorgen, auf denen verschiedene ausgestorbene Tiere abgebildet waren. Meine zierte ein kleiner Eisbär, der auf einer Scholle sitzend dem Ende seiner Spezies entgegengähnte.

Der Museumsbau stammte aus dem Davor, aus einer Zeit, in der die Siedlung noch nicht die Siedlung war. Seine Architektur aus hellem, plumpem Beton wollte sich nicht recht in

die ihn umgebenden Holzbauten einfügen. Obwohl man diese später und mit Rücksicht auf ihn geplant hatte, blieb er ein Fremdkörper. Ich hatte nie verstanden, warum das System das Museum nicht längst für etwas anderes nutzte oder den Bau nicht überhaupt niedergerissen hatte, denn eigentlich war es verboten, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen. Das gehörte zu den wenigen Regeln, die es in der Siedlung gab: kein Streben nach mehr, keine Akkumulation von Wissen um das Davor und Draußen. Verstöße gegen diese beiden Regeln wurden allerdings kaum geahndet, einzig die Ausübung von Gewalt wurde hart bestraft. Es war das älteste Verbot, angeblich so alt wie die Siedlung selbst.

Übte man Gewalt aus, konnte man im äußersten Fall sogar exiliert werden. Dann hatte man über die Grenze zu gehen, ins Niemandsland, wo man verdursten und verhungern würde, wenn einem nicht ein wildes Tier ein schnelleres Ende bereiten würde. Es gab auch Verrückte, die die Siedlung freiwillig verließen, weil sie sich von haltlosen Gerüchten, dass es anderswo besser sei, dazu verleiten ließen. Beweise dafür, dass es irgendjemand mal in eine andere Siedlung geschafft hätte, gab es keine. Wahrscheinlich taten die Leute in den anderen Siedlungen genau dasselbe wie wir: Eindringlinge sofort liquidieren.

Das war auch die einzige Ausnahme für die legale Anwendung von Gewalt: die Siedlung vor Eindringlingen zu verteidigen. Dass jemand tatsächlich in die Siedlung hatte eindringen wollen, war meines Wissens aber noch nie vorgekommen, und ich bezweifelte, dass die Jugendlichen, die für den Grenzschutz zuständig waren, überhaupt wussten, wie sie die Waffen, die sie mit sich herumtrugen, im Ernstfall zu benutzen hatten.

Wenn sie nicht im Dienst waren, lungerten einige von ihnen mit ihren Freunden gern bei den Buden herum, am liebsten bei jenen vor dem großen Abgrund im Norden, der als Müllhalde der Siedlung diente. Dass es dort bestialisch stank, schien sie nicht sonderlich zu stören. Wenn einer eine Flasche ausgetrunken hatten, warf er sie in hohem Bogen über den Abgrund. Bevor die Jugendlichen diesen Platz für sich entdeckt hatten, hatten sie sich einige Jahre lang in der Nähe des Wasserkraftwerks herumgetrieben. In meiner Jugend hatte man meistens auf einer der drei Brücken gegessen, die über den Fluss, der mitten durch die Siedlung verlief, führten. Jede Generation schien andere Präferenzen zu haben, aber immer gab es einen Hauptort und Nebenorte. Die verschwenderisch breiten Stiegen des Museums waren schon in meiner Jugend ein Nebenort gewesen.

Wenn ich ins Museum ging, blieb ich gern in einiger Entfernung stehen und beobachtete, wie sie dasaßen und kollektiv nichts taten. Trotzdem gab es eine Hierarchie, und sie war leicht erkennbar. Die Grenzer waren automatisch wichtiger und populärer als die anderen.

Und trotzdem schienen sie den schiefen Juri von allen am meisten zu respektieren, obwohl er weder Waffe noch Uniform trug. Er arbeitete im Museum und stellte sich manchmal in seinen Pausen zu ihnen. Mit seinen ungefähr zwanzig Jahren war er zwar kaum älter als die anderen, wirkte aber so ernst und verantwortungsvoll, als wäre er ihr Vorgesetzter. Juri musste manchmal Aufsichtsdienste leisten, und dann erzählte er den Besuchern gern von Komodowaranen und Ameisenkolonien. Ich liebte diese Geschichten, besonders aber, wie er sie mir ins

Ohr flüsterte, um die wenigen anderen Besucher nicht zu stören. Sein Atem fühlte sich genau so an wie der Dampf aus den Maschinen im Komplex, die die Poren bei der Gesichtsbehandlung öffneten. Ich fragte mich, ob seine schmalen Lippen auch die Ohrläppchen anderer Menschen streiften, wenn er sich, groß wie er war, zu ihnen abseilte, oder nur meines. Und ob auch andere Menschen wegen so einer Berührung einmal ihre Lippen auf seinen Mund gedrückt hatten oder nur ich.



Ona war ein guter Auftrag gewesen, weil sie leicht zu fassen und der Konflikt mit ihrer Mutter, meiner Klientin, durchschaubar war. Sie hatte keinerlei besondere Fähigkeiten. Außer ihre schwer kopierbare Nichtfrisur hinzukriegen, gab es für mich wenig zu tun. Abgemagert genug war ich bereits, da die Frau, die ich davor gespielt hatte, Sibel, ihrem Körper alles an Masse entzogen hatte, was möglich war – in der Hoffnung, sich irgendwann aufzulösen. Ich verdiente zwar mit Ona nicht viel Geld, hatte aber einige Tage in der Woche frei. Das fühlte sich gut an, obwohl ich nicht wirklich wusste, was ich mit der gewonnenen Zeit anfangen sollte. Das Spazieren im Wald, das die meisten Siedlungsbewohner so liebten, reizte mich nicht sonderlich, vermutlich hatte ich meine Besuche bei Juri im Museum deswegen zuletzt intensiviert. Mir war einfach langweilig.

Obwohl Ona schon 27 war, benahm sie sich noch immer wie ein kleines Mädchen, ganz Konfrontation – eine banale Übung, die mich kaum forderte. Das Problem war allerdings – und

das kam gerade in Eltern-Kind-Beziehungen immer wieder vor –, dass ihre Mutter mit der Zeit keine reine Nachstellung der Situation mehr wollte. Doch bei den Begegnungen geht es nun einmal um Nachstellung. Authentizität ist das Wichtigste: Die wechselseitigen Abhängigkeiten einer Beziehung, die zugefügten und empfundenen Schmerzen müssen so realitätsgetreu wie möglich wiedergegeben werden. Onas Mutter, die ursprünglich den Eindruck erweckt hatte, genau das zu wollen, entpuppte sich schließlich doch noch als eine, die auf eine Versöhnung hinarbeitete, sich nach Vergebung sehnte, die ich ihr anstelle ihrer Tochter verschaffen sollte. Ich musste die Begegnung also abbrechen; verzeihen hatte ich nicht im Angebot.

Es war immer mühsam, wenn ich einen Klienten verlor. Zwar hatte ich im Laufe der Zeit gelernt, mich zumindest finanziell abzusichern – dauerte eine Begegnung weniger als zwei Monate, mussten beide Monate bezahlt werden, beziehungsweise behielt ich das Geld ein, da ich es mir im Vorhinein auszahlen ließ –, aber die fordernde äußerliche und innerliche Verwandlung war dann umsonst gewesen. Außerdem musste ich mir einen neuen Auftrag besorgen.

## **5**

Früher war an Aufträge zu kommen mein geringstes Problem gewesen. Genügend Menschen verblieben gerne in ihren selbstzerstörerischen Gewohnheiten, waren besessen von dem, was ihnen nicht guttat. Wer sich das eingestehen konnte und Bedarf an meinen Diensten hatte, hatte mich immer von

selbst gefunden. Ich war verwöhnt gewesen, eigentlich hatte es so gut wie immer deutlich mehr Anfragen – interessante noch dazu – gegeben, als ich hatte bedienen können. Zumal ich immer nur einen Klienten betreuen konnte, den dafür intensiv. Mindestens zwei Treffen pro Woche mussten es sein, um den gewünschten realitätsgetreuen Effekt zu erzielen – die Vorbereitungszeit von zumindest zwei Wochen, öfter aber bis zu ein-einhalb Monaten, noch nicht eingerechnet. In den letzten Jahren waren die Anfragen dann zurückgegangen, am Anfang nur leicht, dann aber immer deutlicher. Ich nahm es zur Kenntnis, als etwas, das ich nicht beeinflussen konnte, das mir aber Sorgen bereitete. Ich dachte immer öfter darüber nach, die Begegnungsarbeit aufzugeben, aber ich hatte nicht besonders viele andere Qualifikationen. Vielleicht könnte ich in einer Bar arbeiten, wie Olav sie hatte, irgendetwas ließe sich wahrscheinlich auch in einer der Fabriken finden ... Ich bezweifelte aber, dass mich das erfüllen würde.

Ich hatte zwar genug Geld gespart, um einige Zeit gar nicht arbeiten zu müssen, aber der Gedanke, dass ich mir früher oder später einen ganz neuen Beruf suchen müsste, hatte sich längst in meinem Kopf ausgebreitet. Ich versuchte mir zu sagen, dass eine Veränderung vielleicht gar nicht so schlecht wäre, meinem Körper sicher guttun würde, denn die Verwandlungen gingen nicht mehr so spurlos an mir vorbei wie in meinen Zwanzigern. Das ständige Ab- und Zunehmen, das Färben der Haare, das längst seine irreparablen Schäden an den Wurzeln hinterlassen hatte und mich unter der Dusche mit Büscheln in den Händen stehen ließ, die Schminke und die Irritationen, die sie verursachte, die Schminke, die es brauchte, um die Irritationen zu

kaschieren. Das ständige Träumen von verfaulenden Zähnen in meinem Mund, von wackelnden, von ausfallenden Zähnen, von Zähnen in Blut: Es erschwerte mir das Einschlafen, machte die Nächte unruhig und die Morgen trübe. Mir fiel dieselbe Müdigkeit an mir auf, die ich früher nur an anderen wahrgenommen hatte. Die zufallenden Augen, die ich bei den Menschen auf den Straßen gesehen hatte, sah ich nun im Spiegel.

Für alle Anfragen, die ich bekam – unabhängig davon, ob ich sie annahm oder nicht –, legte ich ein Kärtchen an. Nach so vielen Jahren Praxis war es relativ leicht, zu entscheiden, welche Aufträge in Frage kamen und welche nicht. Man merkte schon an den Formulierungen, ob die potenziellen Klienten verstanden hatten, was ich anbot und was sie von mir nicht haben konnten. Dann mussten natürlich auch noch die körperlichen Voraussetzungen bei den Frauen, die ich nachspielen sollte, stimmen: Mit viel Vorlaufzeit konnte ich zwar zunehmen, wachsen aber nicht; ich konnte nicht sehr viel jünger oder sehr viel älter werden; außergewöhnlich markante Gesichtszüge oder große Narben waren nur theoretisch nachstellbar, denn sie zu schminken war zu aufwendig und kaum alltagstauglich. Also lehnte ich auch solche Aufträge, wenn sie denn überhaupt an mich herangetragen wurden, ab.

Öfter, als ich ablehnen musste, hätte ich aber zusagen können. Ich war mit einem äußerst durchschnittlichen Aussehen gesegnet, einer dieser Menschen, die einfach in der Menge untergehen, mit einem wandelbaren Gesicht und Körper.

Es gab zu dem Zeitpunkt, als ich Onas Mutter aufgeben musste, nur drei aktuelle Kärtchen, zwei davon nicht machbar, weil verstorbene Menschen nachgespielt werden sollten; auch

das ist ein Dienst, den ich nicht anbiete. Ich kann zwar nicht genau sagen, was mich davon abhielt, aber allein der Gedanke, die Toten wiederzubeleben, bereitete mir Unwohlsein.

## 6

Auf dem dritten Kärtchen hatte ich die Anfrage von Gil notiert inklusive seiner Formulierung, dass ich ihm vielleicht helfen könnte. Schon beim ersten Mal musste ich grinsen, als ich sie las. Wenn ich mir einer Sache sicher war, dann, dass ich mit meinen Diensten niemandem half. Ich verlängerte die Qual einer kaputten Beziehung und ließ mich dafür bezahlen; Hilfe im eigentlichen Sinne war das keine. Aber es war das, was meine Klienten wollten. Das, was Gil wollte.

Die Anfrage an sich entsprach meinen Kriterien, ich hatte sie nur zuerst nicht annehmen wollen, weil beim Nachspielen von romantischen Beziehungen immer noch die Ebene der Sexualität dazukam. Das Vögeln an sich störte mich nicht, das Problem lag eher darin, dass mir die Klienten oft keine konkreten Anweisungen gaben. Das Thema war für viele zu schamhaft. Sie wollten, dass ich von selbst erriet, wie ich mich verhalten sollte, und das ging nicht immer auf Anhieb gut.

Ich war nun aber schon 31, also in einem Alter, in dem die Partnerin zu spielen näher lag als die Tochter. Schwesternnachstellungen waren kaum gefragt, eine beste Freundin war überhaupt nur einmal vorgekommen. Die Aufträge, die ich in Zukunft erhalten würde, wenn ich überhaupt noch Aufträge erhielt, würden also eher solche sein, bei denen es um roman-

tische Beziehungen ging; auch damit wollte ich mich nicht mehr lange arrangieren müssen.

Vorerst setzte ich mich aber mit Gil in Kontakt und bat ihn – falls er noch interessiert war –, Bilder seiner Frau zu einem ersten Treffen mitzubringen. Wenig später fand ich im Schließfach, das ich für meine Berufskommunikation pachtete, ein kleines Kuvert, in dem sich ein Briefchen mit einem Ort, einer Zeit und Gils Unterschrift befand, die ich bereits von seiner ersten Kontaktaufnahme kannte.

Gil hatte ein ziemlich versifftes Lokal ausgesucht, das schon um die Mittagszeit von unangenehmeren Gestalten frequentiert war, als das von Olav in meinem Wohnhaus in den späten Abendstunden, aber in einem weniger zentralen Siedlungsteil lag. Ich erkannte ihn gleich. Sein Bier stand unangetastet vor ihm, die Schaumschmelze war schon weit vorangeschritten. Den Blick starr auf das Glas gerichtet, schaute er nicht auf, als ich das Lokal betrat. Den anderen Männern war ich sehr wohl aufgefallen, einige glotzten mich an. Ihre Ansprüche waren nicht besonders hoch, auch Ona, dieser schlampige Strich in der Landschaft, gefiel ihnen. Ich verstand nicht ganz, warum Gil einen Ort ausgesucht hatte, an dem er so fehl am Platz war und dadurch auffiel; er hatte offensichtlich keinerlei Erfahrung mit solchen Dingen. Immerhin hatte er eine Art Kojе gewählt, in der man gut abgeschottet reden konnte.

Gil war groß und breitschultrig, geschmackvoll angezogen. Seine Haare, die dieselbe Farbe hatten wie die aller Leute hier, wenn sie sie in ihrem natürlichen Zustand beließen, waren bereits etwas schütter. Er hatte ein paar Falten im Gesicht und sah müde aus, was das Bild des attraktiven Mannes aber

eher abrundete, als dass es ihm schadete. Weil er ganz und gar in Gedanken versunken war, beobachtete ich ihn noch etwas länger. Er hatte etwas Raumgreifendes an sich, wie ein großer Kasten, der in einem viel zu kleinen Zimmer stand und einem permanent im Weg war. Ich konnte mir gut vorstellen, dass es seiner Frau mit ihm zu eng geworden war und dass die Trennung von ihr ausgegangen war.

Endlich hatte er auf- und dann zu mir geblickt. Zuerst erkannte er mich nicht als die Frau, die nun die seine werden sollte. Als er es auf mein Lächeln hin doch verstand, weiteten sich seine Augen in Panik. Schon erhob er sich, um unter einem Vorwand, an dem es noch in ihm arbeitete, zu gehen, aber da hatte ich mich schon vor ihm aufgebaut und ihm die Hand hingestreckt. Er musste meinen Händedruck erwidern. Geschlagen ließ er sich auf seinen Platz niedersinken. Ich sagte, dass ich mich sehr freute, ihn kennenzulernen.



Nach unserem Treffen radelte ich zu den Buden meiner Zone und bestellte bei Milo Proteinpulver, auch wenn es bei Radan eigentlich die bessere Ware gab. Milo konnte aber auch spezielle Lebensmittel besorgen wie Milch und Eier und manchmal sogar rotes Fleisch. Obwohl Gil noch nicht entschieden hatte, ob er meine Dienste in Anspruch nehmen wollte, war ich zuversichtlich, dass er sich fügen würde.

Radan stand vor seiner Bude und beobachtete mit Missfallen, wie lange ich mich bei Milo aufhielt, weil das bedeutete,

dass ich einen meiner berühmten Großeinkäufe tätigte. Gesagt hätte er natürlich nie etwas, da ich auch so weit mehr Geld bei ihm ließ, als es der Durchschnitt seiner Kunden tat. Der gelbe Milo war den anderen Budenbesitzern meiner Zone ohnehin ein Dorn im Auge, weil sein schöner Sohn Danil sich nützlich machte, indem er bestellte Waren mit seinem Fahrrad an Kunden auslieferte. Sie sagten, dass sich das nicht gehörte, weil es ein Streben nach mehr war. Eigentlich ärgerten sie sich aber nur, dass sie nicht auf diese Idee gekommen waren, und eigentlich wussten sie das selbst.

Als ich zu Hause war, sah ich, dass noch reichlich von Radans gutem Proteinpulver übrig war, genug jedenfalls, um mich in drei Emmas zu verwandeln.

Ich kochte Wasser ab und löste, als es abgekühlt war, Pulver darin auf. Das allein strengte mich übermenschlich an. Aber ich musste schnell aus diesem Onakörper raus, aus diesen 48 Kilo Sehnen, dieser aschfahlen, rissigen Haut.

Ich war schon so lange nicht im Fitnesscenter gewesen, das im Keller des Komplexes lag, dass ich meine Zutrittskarte nicht gleich gefunden hatte. Schließlich entdeckte ich sie in einer Lade, in der auch die Fotos der Frauen und Fotos von mir als jede der Frauen, die ich je gespielt hatte, lagen. Sogar ein Foto von mir als Ona lag da. Wann hatte ich das bloß gemacht? Ich lobte mich für die vollständige Dokumentation meiner Arbeit. Ich verweilte lange über der Lade, irgendwann zog ich mich aber doch noch an. Es war draußen bereits stockdunkel, denn es war tiefster Winter, ein noch kälterer Winter als sonst. Mein Atem mischte sich mit dem Nebel, der ständig über der Siedlung lag, verursacht vom Rauch, der durch das Verheizen des

noch nassen Holzes entstand. Ich montierte die Stirnlampe, weil die Beleuchtung der Straße, die zu meinem Komplex führte, seit längerem ausgefallen war.

Die Stimmung im Fitnesscenter war seltsam. Nicht nur war es berstend voll und an fast jedem Gerät verausgabte sich eine Frau, es herrschte auch eine Aggression, die mir neu vorkam. Ständig schrie jemand, Gewichte wurden zu Boden geschleudert, und wenn ich unabsichtlich den Blick einer der Frauen traf, war er schmerzverzerrt und wütend. Es dauerte ein bisschen, bis ich meinen Platz in dieser eigenartigen Orgie fand. Aber ich war ja anpassungsfähig. So sehr, dass bald auch ich schrie.



Am nächsten Tag wachte ich mit Schmerzen auf. Alles in mir brannte. Ich dachte, dass es mich entspannen würde, ein paar Längen zu schwimmen. Als ich beim Schwimmbad angekommen war, sah ich, dass es wegen irgendwelcher Bauarbeiten geschlossen hatte. Da fiel mir ein, dass ich das schon einmal gewusst hatte, und ich ärgerte mich, dass ich überhaupt hergekommen war. Aber dann sah ich durch die Glastür Samu, den kindlichen Bademeister, in seinem Kassahäuschen sitzen. Ich klopfte an die Scheibe. Er warf mir einen Blick zu und deutete mit beiden Händen »Nein«; er erkannte mich natürlich nicht. Das letzte Mal musste ich vor Sibel da gewesen sein, als ich eine Frau gespielt hatte, die im Gegensatz zu Sibel und Ona kein Skelett gewesen war. Ich formte das Wort »Samu« mit meinen

Lippen, und er arbeitete sich schwerfällig aus seinem kleinen Kokon heraus, schleppte sich zur Tür und öffnete sie, während er übertrieben schnaufte. »Samu, kennst du mich nicht mehr?«, sagte ich und ignorierte seine Verstimmung. Er wusste nicht, was er sagen sollte, zugeben wollte er nicht, dass er tatsächlich keine Ahnung hatte, wer ich war. »Warum habt ihr geschlossen?«, setzte ich nach. »Das kleine Becken hat ein Leck oder so«, sagte er. »Warum bist du dann da?«, fragte ich. »Na ja, was soll ich sonst machen«, brummte er. »Kann ich nicht im großen Becken schwimmen?«, fragte ich ihn. Samu überlegte, es sprach ja wirklich nichts dagegen. »Aber was ist, wenn die Leute kommen, die das Becken reparieren? Was ist, wenn andere kommen und schwimmen wollen? Ich kann ja nicht alle reinlassen«, versuchte Samu es ungeschickt. Wir glaubten beide nicht, dass dieses Becken jemals repariert werden oder andere kommen würden. Selbst in seinen Glanzzeiten hatte das Schwimmbad kaum Besucher gehabt, und Samu, der mittlerweile wahrscheinlich sechzehn war, sich aber schon mit zwölf wie ein mürrischer alter Mann benommen hatte, war das nur recht. So konnte er den ganzen Tag in seinem Kokon sitzen und naschen. »Schau mal«, sagte ich und zog ein paar Scheine aus meiner Tasche hervor. »Gib das deiner Mama, bald bringe ich dir Schokolade, wenn du mich hier schwimmen lässt, ab und zu nur. Ich mach dir keine Probleme, du wirst gar nicht merken, dass ich da bin.«

Samu willigte schließlich ein, obwohl er es besser wusste.

Ich ging die Treppen hinunter, ließ die Spinde hinter mir zurück und steuerte direkt auf die zwei Becken zu, wo ich mich auszog. Sogar das Hinabsehen am Onakörper fand ich ekel-

erregend. In Armbeugen und Kniekehlen hatte ich rote Stellen. Ich zog mir einen alten Badeanzug an, der mir viel zu groß war.

Tatsächlich hatte man das kleine Becken ausgelassen, und an seinem verfliesenen Boden war ein Riss von etwa drei Metern Länge zu sehen. Ich verstand nun, warum das kleine Becken nicht einfach abgesperrt und das Schwimmbad offen gelassen worden war: Der Riss war zwar nicht besonders breit, aber er hatte eine verstörende Präsenz. Sein Anblick bestätigte mich in der Annahme, dass dieses Schwimmbad niemals wieder öffnen würde. Bald würde man das ganze Gebäude abreißen und an seiner Stelle einen Komplex bauen. Ich überlegte, ob ich wieder gehen sollte.

Als ich dann aber ins große Becken sprang, fühlte ich mich sofort besser, als würde ich mit jeder Bewegung praller werden. Ich vergaß den Riss, atmete gleichmäßig und dachte nur von Zug zu Zug.

Irgendwann kam Samu runter. Ich tauchte auf, schwamm zum Beckenrand und entschuldigte mich sogleich, dass ich wohl die Zeit übersehen hatte. »Welche Zeit?«, sagte Samu und verdrehte die Augen. »Ich habe mir gedacht, ich gebe dir einfach den Schlüssel für den Seiteneingang. Dann sehen die Leute nicht, dass du hier reinkommst«, sagte er. Ein unerwarteter Sinneswandel. »Außerdem kannst du kommen und gehen, wann du möchtest, falls ich einmal nicht da bin oder so«, sagte er weiter. Er deutete in die Richtung des Seiteneingangs und erklärte mir, wie ich dort von außen hineinkam, und dass der Schlüssel manchmal klemmte. Dann druckste er kurz herum. »Es tut mir leid«, sagte er, »wie war noch mal dein Name?«

»Emma«, sagte ich, »mein Name ist Emma.«